

Zeitschrift: Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung

Herausgeber: Ce Be eF : Club Behindter und Ihrer FreundInnen (Schweiz) [1986-1992]; Anorma : Selbsthilfe für die Rechte Behindter (Schweiz) [ab 1993]

Band: 32 (1990)

Heft: 1: Behinderung : Frau

Artikel: Schönheit muss leiden...

Autor: Schriber, Susanne

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Zudem habe ich ein negatives Körperbewusstsein mitbekommen, anerzogen vor allem von Ärzten und Physiotherapeutinnen, die es sich zur Aufgabe machten, mein Nicht-Intaktsein auszugleichen, oder versuchten, es zu verschönern: Bereits als dreijähriges Kind erhielt ich die ersten Beinprothesen, damals vielleicht noch in der ehrlichen Absicht mindestens meiner Eltern, mich zum Laufen zu bringen. Ich lernte es auch und konnte ein wenig damit gehen. Ich selber war allerdings mit diesen Prothesen nie glücklich, weil sie mich und meinen Körper einschränkten. Man versuchte mir vor allem in der Pubertät einzupfen, dass ich mit Prothesen viel schöner sei. Ich sah zwar, dass es wunderschöne, aus Holz geschnitzte Beine waren, die mir da angeschnallt wurden, aber sie waren mir viel zu schwer, sie waren zu meinem übrigen Körper viel zu dünn und zu kurz. Raffiniert und schön – waren sie eine Neuheit auf dem Markt, und die Orthopäden waren froh darüber, in mir einen ‹Musterkrüppel› zu haben, an dem man sie ausprobieren konnte. Aber niemand sprach mit mir je darüber, welche Konsequenzen diese Beinprothesen für mich hatten, z.B. dass ich im Körperkontakt sehr eingeschränkt war, weil ich mich viel weniger frei bewegen konnte mit den Prothesen, oder dass Orthopäden mit einer Selbstverständlichkeit meine Schamlippen zwischen den Holzbeinen versorgten (= hineinstopften), oder dass meine Klitoris eingequetscht wurde, wenn man mich tragen musste. Ich wagte es auch nicht, je einmal mit jemandem darüber zu sprechen, ich hatte Angst, dass irgend etwas nicht normal war bei mir ‹da unten›, denn wenn es normal wäre, dann hätte man doch die Prothesen anders gebaut – dachte ich. Ich empfand die Schamlippen immer als unmögliches Anhängsel, das versorgt werden musste. Sie waren für mich etwas, das beim Gehenkönnen störte, und ich wusste nicht, dass sie zu einer Frau gehören. Die Klitoris wurde mir ein Trauma, vor dem ich Angst hatte, wenn man mich tragen musste, ein Ungetüm, worüber nicht gesprochen wurde.»

Aiha Zemp (1)

Schönheit muss leiden...

von Susanne Schriber

«Verneinung des Sinnlichen wie seine grenzenlose Manipulation führen allemal zu Sinnlosigkeit.» W.F. Haug

Ein entstellter Körper wird als unästhetisch empfunden. Je näher eine körperliche Abweichung dem Gesichte zurückt, um so eher wird eine Person als «unschön» bezeichnet. Dass das Ästhetik-Empfinden gegenüber Menschen nicht einfach ein Wissen um das Schöne an sich ist, sondern dass dahinter auch Sexualphantasien und Ängste vor Körperverletzung und Vergänglichkeit stehen, trifft Frauen in besonderem Masse. Denn stärker als Männer werden sie nicht zuletzt dank den Massenmedien durch Schönheitsideale und sexuelle Verfügbarkeit definiert. Immer noch werden Frauen vor allem an Kriterien der Gebärfähigkeit, Mütterlichkeit, Schönheit, Agilität und Attraktivität bemessen. Darunter leiden behinderte Frauen natürlich in besonderem Masse, genügen sie doch selten all diesen Kriterien. Meines Erachtens liegen heute die Schwierigkeiten behinderter Frauen weniger darin, dass ihnen Sexualität nicht zugestanden würde oder sie sich ihrer eigenen se-

xuellen Bedürfnisse nicht bewusst wären, sondern viel eher darin, ange- sichts herrschender Normen und Ide- alvorstellungen diese nicht realisieren zu können.

Unsere Mütter – auch Kinder dieser durch Männernormen definierten Kultur – versuchten denn, uns Mädchen schon früh beizubringen, von unserer Sinnlichkeit abzulenken und unsere körperlichen Abweichungen zu verstecken, um möglichst dem Bilde eines «normalen» adretten Mädchens zu entsprechen. Während in meiner Kindheit und Jugendzeit Hosen für Mädchen noch verpönt waren, wurde ich damit bekleidet, weil sich dadurch die «hässlichen» Schienen und dünnen Beine verstecken liessen. Um aber dem Mädchen-Ideal doch noch etwas zu genügen, wurde mir darüber ein kurzes Röckchen, das gleichzeitig meinen krummen Rücken und flachen Po verdecken sollte, appliziert; ein ge- nialer Einkleidungskompromiss, den ich mit anderen behinderten Mädchen meiner Generation zu teilen hatte. (Ich brauchte lange, dieses Röck- chen abzulegen, und zu meinem fla- chen Po, meinem nicht idealen Körper zu stehen.) Nicht selten aber über- schreiten diese Anpassungsleistun- gen die Grenzen der physischen und psychischen Gewaltanwendung, be-

wirken sie eine Entfremdung zum eigenen Körper und schränken gar spontanen Erlebnisspielraum und damit auch sinnliches Erleben ein. So etwa in dem vor einigen Jahren praktizierten Prothesenkult, der nicht selten aus rein «ästhetischen» Gründen gepflegt wurde und sich als funktionseinschränkend statt -erweiternd entpuppte.

«Mit drei Jahren wurden mir die ersten «Schmuckhände» verpasst. Prothesen, mit denen ich nicht einmal halb so viel anfangen konnte, wie mit meinen Füßen, sie behinderten mich auf allen Ebenen. Mit ihnen konnte ich nicht spielen, weil ich nichts fühlte. Mit ihnen eckte ich überall an, weil ich mich nicht daran gewöhnen konnte, an beiden Seiten meines Oberkörpers noch so komische Arme zu haben. Ich konnte mit diesen Prothesen nicht rennen, weil sie mir zu schwer waren und mir die Schultern wunddrückten, schliesslich durfte ich mit ihnen auch nicht hinfallen, damit sie nicht kapptgingen.» (2)

Also ganz dem Volksmunde abgelauscht: Schönheit muss leiden! Nur dass sich manch ein Kind nicht gegen diese aufgezwängten Schönheitsmaschinen wehren konnte, während eine Dame immerhin die Möglichkeit hat,

aus eigenen Stücken ihre Stöckelschuhe wieder abzustreifen.

Nicht nur unsere «Mütter», auch Fachleute taten ihr Bestes, uns die Schönheitsnormen aufzudrängen. Sie empfehlen behinderten Frauen beispielsweise, sich doch hübsch zu schminken:

«Die körperbehinderten Mädchen haben aber die Möglichkeit – genau wie gesunde junge Mädchen – mit Hilfe der Kosmetik ihr Gesicht zu verschönern. Sie können z.B. ihre Augen, das wohl eindrucksvollste jedes Gesichtes, betonen und damit ablenken von ihrer Körperbehinderung.» (3)

Sicherlich erfolgten diese Ratschläge nicht, um unser Verführungspotential auszuschöpfen, sondern schlicht, wie das Zitat verrät, um von unseren Defekten abzulenken, nicht selten mit dem Effekt, dass wir gar keinen Wert mehr auf die körperliche Erscheinung legten, da das Wissen um das, was nicht sein sollte, bleibt, und uns jede Kosmetik angesichts dieser Verleugnung sinnlos erschien.

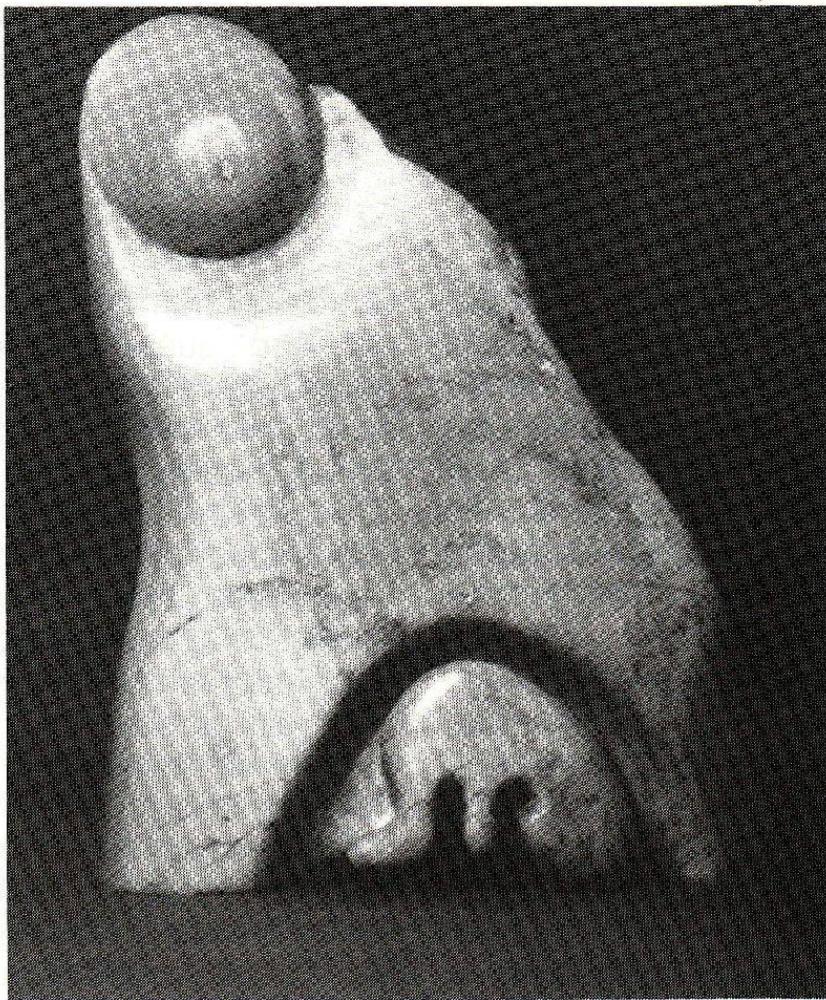
Sie alle taten ihr Bestes, uns auch früh klar zu machen, dass Mutterschaft für uns nicht in Frage komme. Möglicherweise – um nur einen themenspezifischen Aspekt herauszugreifen – dachten sie sich dabei, und sei es

auch blass weit hinten in der 337. Gehirnwindung, dass ein entstellter Körper wohl nicht vollkommenes Leben reproduzieren könne. Schliesslich kann das Gebären als Ursymbol der Absolutheit und des Schöpferischen – wobei natürlich der perfekte Mann mit Hilfe der perfekten Frau den perfekten Menschen erschafft – verstanden werden. Wie, wenn sich da plötzlich nach nicht vorauszuahnenden Gesetzen perfektes oder eben auch nicht perfektes Leben aus einem nicht absoluten Körper gebiert?

Dass die Verleugnung unserer potentiellen Gebärfähigkeit und Mütterlichkeit, das Verstecken unserer «unschönen» Körperteile oder die Ablenkung davon uns beim täglichen Montieren der Prothesen oder beim Hineinschlüpfen in das Hosenröckchen subtil die Verleugnung ganzer Körperteile und unserer Weiblichkeit miteintrichterte, war wohl unseren «Betreuerinnen und Betreuern» nicht so direkt bewusst. Es braucht viel, ein gespaltenes Körperbewusstsein wieder zu einer Ganzheit zu integrieren, es kann sich in kleinen Schritten etwa dann einstellen, wenn auch die Zehennägel des krummen Fusses gemalt werden, wohlwissend, dass dieser krumm bleibt, es aber wert ist, geschmückt zu werden.

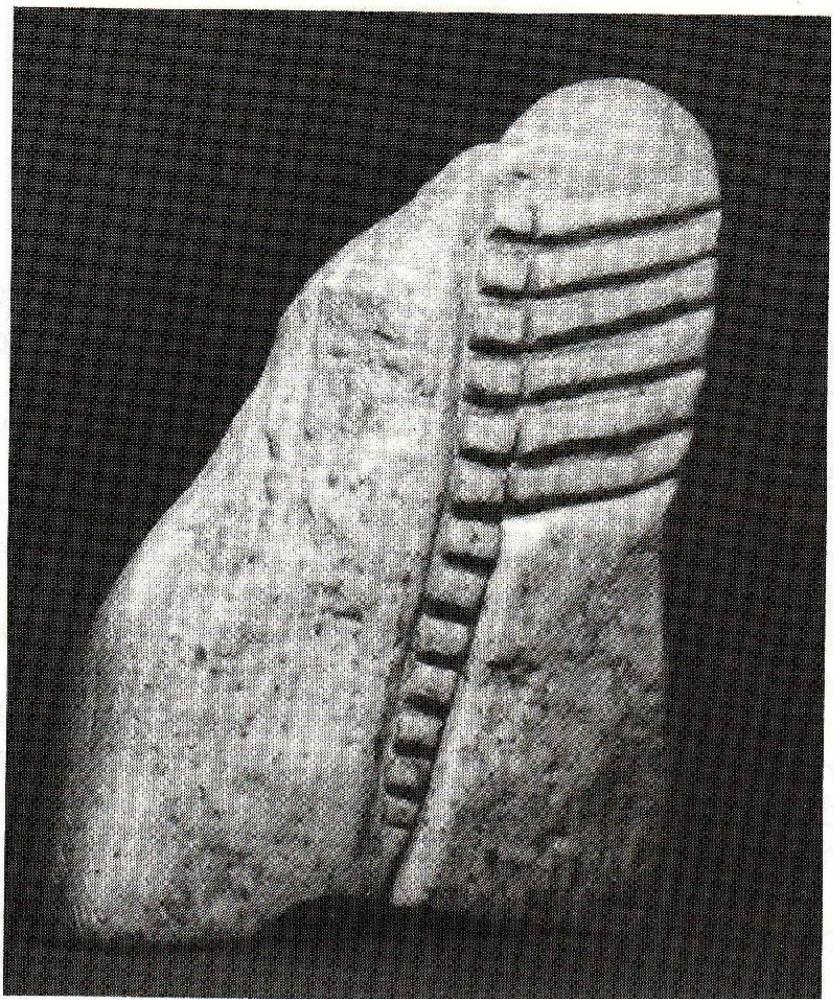
Schönheitsnormen werden aber nicht nur von aussen gesetzt, sondern durch uns einverleibt, so dass frau sich und ihre Kolleginnen schliesslich selbst daran misst. Das mag mit ein Grund sein, weshalb das Verhältnis von uns behinderten Frauen zu nichtbehinderten Frauen nicht ganz ungespannt ist, zumal auch unter Frauen das Gespräch über Neid und Rivalität noch ein grosses Tabu ist. Einerseits spüren wir gegenseitig, dass wir Gemeinsamkeiten teilen, andererseits verkörpern nichtbehinderte Frauen im wahren Sinne des Wortes für uns die nie zu erreichenden Weiblichkeitssideale. Weit entfernt davon, durch unsere Gegenwart konkurreniert zu werden, erkennen nichtbehinderte Frauen in uns überproportioniert ihr eigenes Leiden, andererseits können sie getrost wahrnehmen, dass es in der Schönheitshierarchie noch tiefere Ränge gibt, dank derer ihre Positionen niemals streitig gemacht werden. Denn kaum eine Frau, die sich nicht an irgendeiner Ecke oder Rundung über ihren Körper beklagt, selbst wenn er in unseren Augen noch so perfekt erscheint, kaum eine Frau, die sich gegenüber anderen Frauen nicht zurückgesetzt fühlt.

Wie, so lässt sich fragen, kommt es, dass insbesondere Frauen derma-



sen stark unter Schönheitsnormen leiden, wo doch Schönheit eine göttliche Gabe, gewissermassen als Drittes, über den Geschlechtern stehen könnte? Nun, ich bin der Meinung, dass es eben – die Philosophen (die männliche Form ist hier nicht zufällig) des Ästhetizismus mögen mir verzeihen – weniger göttlicher Nimbus ist, der Schönheit über uns ergiesst, denn viel eher knallhartes weltliches Marktgescchehen, das uns solche Normen aufdrängt. Und die Marktwirtschaft ist in unserer Kultur nun einmal durch Männer dominiert. Es sei mir erlaubt, wieder einmal die Gedanken von Haug in Erinnerung zu rufen, wonach

eines der derzeitigen marktwirtschaftlichen Gesetze dahin tendiert, den Gebrauchswert aufzumöbeln, so dass sein Tauschwert – natürlich zum Zwecke der Mehrung des Kapitals – steigt. Die scheinbare Wertsteigerung besteht in sinnlicher Erscheinung, gerade dort, wo das ursprünglichere Sinnliche unterdrückt und damit manipulierbar wird, wie etwa in verführerischer Verpackung oder mit aufwendigem Design, was sich besonders dann empfiehlt, wenn der eigentliche Gebrauchswert relativ gering ist. Je gesättigter ein Markt mit Gebrauchs-gütern ist, umso florierender die Schein-Kultur, wie es der Design-



boom in den letzten Jahren und wohl auch im nächsten Jahrzehnt beweist. Und schliesslich wird dieser Mechanismus – erst jetzt kommt das Verhängnisvolle – von der Ware auf den Menschen übertragen. Es heisst nicht Amor entweihen, sondern ist durchaus realistisch, deshalb auch von einem «Beziehungsmarkt» zu sprechen. Schönheitsnormen, Beziehungen und Sexualität reichen sich die Hand.

«Wer um Liebe wirbt, macht sich schön und liebenswert. Allerlei Schmuck und Textil, Duft und Farbe bieten sich an als Mittel der Darstel-

lung von Schönheit und Liebeswert. So entlehnern die Waren ihre ästhetische Sprache beim Liebeswerben der Menschen. Dann kehrt das Verhältnis sich um, und die Menschen entlehnern ihren ästhetischen Ausdruck bei den Waren... starker ästhetischer Reiz, Tauschwert und Libido hängen aneinander wie die Leute in der Geschichte von der goldenen Gans, und wertvoll werden die Ausdrucksmittel, sie kosten auch ein Vermögen.» (4)

Ist es Zufall, dass gerade in einer Zeit, in der Frauen die Schönheitsnormen und Klischees von Aktivität und Passivität im Liebeswerben immer häufiger

hinterfragen und boykottieren, der «schöne» Mann entdeckt wird? Was er sich heute einreiben, salben und pudern, sprayen und stäuben kann, steht mit keinem Zoll dem Beauty-Zubehör einer «gepflegten» Dame hintenan. Nun, irgendwie muss die ganze Kosmetik- und Modebranche ja ihre Marktsegmente gerade unter der Devise des Wachstums sichern.

Ich möchte richtig verstanden werden: Ich bin durchaus keine Kostverächterin, nichts gegen sinnesbetäubende Düfte, gegen Modekitzel, Glitzer, hautschmeichelnde Stoffe, Geschmeide und verspieltes Accessoire. Ich glaube auch nicht, dass wir uns je den Schönheitsnormen entziehen könnten: irgendwelche, selbst wenn sie kurzlebig und wechselnd sind, was einer blühenden Wirtschaft nur zugute kommt, werden immer existieren, solange es eine Marktwirtschaft gibt. Wir können bestenfalls erreichen, uns klar zu werden, durch welche Modediktate wir uns versklaven lassen, welche Spielereien uns Frauen dagegen reizvoll erscheinen und gut tun. Modevorschriften, die aber Schönheit mit Leiden erkaufen, sind verlogen und in sich falsch, da sie ein Ideal vorgaukeln, hinter dem letztlich nur Profit steht. Sie können demnach auch über Bord geworfen wer-

den. Und wo immer die Vorschriften um die Schönheit, also auch um das Liebeswerben, ganz den Industriezweigen überlassen wird, treffen sie uns rückwirkend als verpflichtende allgemeingültige Normen. Dies muss wohl alljährlich wieder von neuem entlarvt werden. Schönheit muss nicht leiden, wie uns unsere Orthopäden glaubhaft machen liessen. Wo wir uns von Schönheitsdefinitionen durch die Marktwirtschaft und die Masse auch nur eine Handbreit zu distanzieren vermögen, müssten wir entstellte Körperteile weniger entwerten, würden sie liebenswert(er), so dass sie in unserer Schönheitspflege den ihnen gebührenden Raum einnehmen. Schönheit muss eben gerade nicht leiden, sie würde durch das aufoktroyierte Leiden nur verzerrt; sie kann dagegen äusserst spielerisch, phantastisch und lustvoll sein.

Literaturangaben:

- (1) Zemp, Th.: Weil du eben keine Frau bist. In: Z. Courage 1, 1980, S.17
- (2) Seebaum, K.: Die Bedeutung kosmetischer Pflege für körperbehinderte Mädchen. Hrsg: Bundesverband für spastisch Gelähmte und andere Körperbehinderte e.V., S.34
- (3) Degener, Th.: Die Emanzipation ist leichter für mich. In: Z. Emma 5, 1981, S.16
- (4) Haug, W.F.: Zur Kritik der Warenästhetik. In: ders: Warenästhetik, Sexualität und Herrschaft – Gesammelte Aufsätze. Frankfurt a.M. 1972, S.16